

„STEHST MIT HÖHERN GEISTERN DU IM BUNDE?“¹ – LEITBEGRIFFE DES SCHILLERSCHEN FRAUENBILDES

von Heidrun Kämper

0. Vorbemerkung

„Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich“,

diese Überzeugung äußert Schiller im Zuge seiner Brautschau (in einem Brief an Körner vom 7. Januar 1788). Wir wollen nicht nur diesem ‚vorzüglichen‘ Wesen, sondern überhaupt der Frau in der Schillerschen Wahrnehmung und Gestaltung auf die Spur kommen, indem wir fragen, wie Schiller über Frauen redet, um ‚Leitbegriffe des Schillerschen Frauenbildes‘ zu erarbeiten.

‚Leitbegriffe des Schillerschen Frauenbildes‘ – der Untertitel dieses Beitrags weckt Assoziationen, die viel mit berühmten Versen von Gedichten Schillers zu tun haben: „Ehret die Frauen, sie weben und flechten himmlische Rosen ins irdische Leben“ usw. (Würde der Frauen), oder „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau“ usw. (Lied von der Glocke), oder „Wer ein holdes Weib errungen mische seinen Jubel ein“ usw. (An die Freude). Man denke auch an die an Charlotte von Lengefeld gerichteten Rasonnements:

.. mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitre Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. *Wir* stürmen und regnen und schneien und machen Wind, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen.

Und dann die Mahnung an Charlotte, diese Pflichtzuweisung ja als Huldigung zu verstehen:

Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichnis ist also das Schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können, und ich hab’ es auf Unkosten des meinigen getan! (27.11.1788)

Damit will ich sagen: Wir haben ein bestimmtes Bild

vom Schillerschen Frauenbild, und Äußerungen wie die zitierten sind die Ursache.

Schiller als Dichter holder Weiblichkeit, als Idealisierer des ‚Gattin‘-, des ‚Hausfrau‘-, des ‚Mutter‘-Typs – das ist indessen eine einseitige Perspektive, eine eingeschränkte Wahrnehmung, die Schillersche Dramenfrauen ausschließt, wie z.B. Johanna, Maria, Elisabeth, Louise – allesamt keine idealen Gattinnen, Hausfrauen, Mütter und dennoch Frauen, zu denen Schiller eine zwar nicht uneingeschränkte Affinität hatte, die er aber doch mit Empathie gestaltet. Auch in seinen Briefen tritt nicht ein stereotypes Ideal hervor, sondern Schiller charakterisiert relativ authentisch, das kann ihm unterstellt werden, die Frauen seiner Lebenswelt so unterschiedlich, wie sie sind. Deren Schilderung ist also nicht Resultat des dichterischen Gestaltungswillens Friedrich Schillers. Und schließlich: das weibliche Prinzip in Schillers philosophischer Ästhetik – eine weitere Version von Frau, die des Schönheitsprinzips und der Wahrnehmung von Schönheit. M.a.W.: Wir müssen ein komplexes Frauenbild annehmen, eines, das dem lebensfrohen Mann und Heiratswilligen, das dem klassischen Dichter und das dem aufgeklärten idealistischen Philosophen Friedrich Schiller gleichermaßen gerecht wird.

Zu fragen ist also, wie Schiller über Frauen redet, und zwar im Brief und im Gedicht, im Drama und im philosophischen Entwurf. In einem Schlusskapitel werden die Grundtypen zusammengeführt und im Sinn eines Schillerschen Frauen-Ideals interpretiert.

1. Briefe und Dichtung

Aus Briefen und aus Schillers weiblichen Dichtertypen lassen sich sehr unterschiedliche Typen rekonstruieren. Ich habe sie genannt ‚Die Frau als Bürgerin‘ – sie begegnet uns in Briefen und Gedichten, und dann – im Drama – ‚Die Jungfrau als Hei-

lige und Bürgermädchen' und ‚Die Königin als Herrscherin und Frau‘.

1.1. Der Frauentyp in Gedicht und Brief: Die Frau als Bürgerin

In Briefen und Gedichten ist es ‚Die Frau als Bürgerin‘, die deutlich hervortritt, und diesen Typ setzt Schiller aus den Konzepten der Häuslichkeit, der Geisteskultur, der Seelenbildung zusammen. Diese Konzepte ihrerseits werden realisiert von entsprechenden Leitwörtern.

Das Konzept der Häuslichkeit: An der Ehefrau seines Dichterfreundes Christoph Martin Wieland findet Schiller rühmend, dass sie

.. äußerst wenig Bedürfnisse und unendlich viel Wirtschaftlichkeit hat (an Körner, 7.1.1788).

Dichterisch ist das Konzept der Häuslichkeit vor allem im Lied von der Glocke gestaltet:

Und drinnen waltet/Die züchtige Hausfrau,/Die Mutter der Kinder,/Und herrschet weise/Im häuslichen Kreise/
Und lehret die Mädchen/Und wehret den Knaben/Und reget ohn' Ende/Die fleißigen Hände/Und mehrt den Gewinn/Mit ordnendem Sinn/... /Und ruhet nimmer.
(Lied von der Glocke)

Festzuhalten ist: Das Konzept der weiblichen Häuslichkeit, gestaltet mit Leitwörtern wie „wenig Bedürfnisse“, „viel Wirtschaftlichkeit“, „fleißig“, „Reinlichkeit“, „Ordnung“, entspricht der bürgerlichen Durchschnittsvorstellung von der ‚Frau als Bürgerin‘, die außerdem durchaus Geist und Geisteskultur hat. Intellekt und Bildung sind Elemente in Schillers Weiblichkeits-Wahrnehmung, und ihr Vorhandensein ist rühmend: Charlotte von Kalb etwa, sie „zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmerseelen“ (an Henriette von Wolzogen, 26.5. und 7./15.6.1784), diese „vortreffliche Person .. die, ohne aus Ihrem [sic] Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet“ (an Dalberg, 24.8.1784):

.. wie sehr wünschte ich ihrem Geist die Welt, für die er eigentlich geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind ebenso scharf als tief (an Körner, 27.11.1788).

Wir können hier festhalten: Frauen, die Schillers Aufmerksamkeit finden, sind in der Regel Frauen von Geist und Bildung – der Intellekt ist weibliches Attribut. Leitwörter wie „Lebhaftigkeit“, „Geist“, „Verstand“ sind durchaus weibliche Attribute. Wir haben

uns die Ausprägung dieser Eigenschaft indes wohl eher maßvoll vorzustellen, wenn sie Schillers Zustimmung erhalten soll – die Intellektualität der Madame de Stael wird von ihm zwar wortreich geschil-



Charlotte von Kalb*

dert, dass aber Sympathie der Motor ist, kann man nicht behaupten. Damit mag zusammenhängen, dass der Wesenszug der Geistigkeit in den Frauengedichten Schillers auffallend stumm bleibt und eigentlich keine Gestaltung findet.

Das dritte Konzept der ‚Frau als Bürgerin‘ ist das der Seelenbildung. Es ist sicher das wichtigste Weiblichkeitskonzept. Schillers Herzens- und Seelenbildung ist stets Gegenstand der Schillerschen Beobachtung, entweder, wenn sie fehlt, wie bei „Mademoiselle Schmidt“. Sie „soll ein redseliges, affektiertes und kaltes Geschöpf sein“ (an Körner, 23./24.7.87). Oder und vor allem, wenn sie den Charakter einer Frau wesentlich bestimmt wie den der Schwestern Lengefeld: Seine künftige Gattin, Charlotte von Lengefeld – Schiller rühmt „ihr schönes edles Herz .. ihre zarte, sanfte Seele“ (an Luise von Lengefeld, 18.12.1789).

Herzens- und Seelenbildung ist auch ein bedeutender Gegenstand der ästhetischen Gestaltung, z.B. in der Spruchweisheit ‚Tugend des Weibes‘, verfasst anlässlich des Geburtstags von Franziska von Hohenheim am 10. Januar 1780:

Tugenden braucht der Mann, er stürzt sich wagemutig ins Leben, tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf. Eine Tugend genügt dem Weib; sie ist da, sie erscheint lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

Der Mann an Tugenden reich, das herz- und augerwärmende Weib der Inbegriff von Tugend dagegen.

Zur Rekonstruktion dieses Konzepts der Herzens- und Seelenbildung bietet das Gedicht ‚Würde der Frauen‘ zweifellos das reichste Material, um nur einen Vers zu zitieren:

.. in der Grazie züchtigem Schleier,/Nähren sie wachsam
das ewige Feuer/Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Diese Beispiele ließen sich fortsetzen. Die Eigenschaft der Seelen- und Herzensbildung, die Schiller mit den Leitwörtern der Empfindsamkeit gestaltet (wie „gutes Wesen“, „tief und innig“, „Gefühl“, „Empfindung“, „Seele schöner Spiegel“, „schönes edles Herz“, „zarte fühlende sanfte Seele“, „liebend“, „treu“, „still“, „Züchtigkeit“, „schamhaft“, „fromm“, „lieblich“), ist das Charakteristikum, das den Typ der ‚Frau als Bürgerin‘ hauptsächlich auszeichnet. Diesen Typ nimmt Schiller in seiner Lebenswelt wahr und gestaltet ihn in seinen Gedichten. Das zentrale, von Schiller durchgängig gebrauchte Leitwort, um dieses Konzept auszudrücken, ist das maßgebliche des Typs ‚Frau als Bürgerin‘ und heißt „Liebe“. Schiller urteilt über Mademoiselle Schmidt: „.. ihre Gefühle der Liebe stehen unter dem eisernen Szepter der Vernunft“ (an Körner, 29.8.1787).

In einem zweifach, an Charlotte und Karoline von Lengefeld adressierten Brief:

Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein
schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet
(10./11.9.1789).

Wenige Wochen später, im Februar 1790, ist die Hochzeit mit dem „holde[n] liebe[n] Wesen“ Charlotte von Lengefeld.

Mit dem Leitwort „Liebe“ kennzeichnet Schiller auch seine bürgerliche Gedichtfrau. In ‚Würde der Frauen‘ finden wir sie: „Sie .. flechten der Liebe beglückendes Band“, „mit liebendem Fleiß“, „der liebende Busen“.

Und das Gedicht ‚Weibliches Urtheil‘ stellt die Liebe des Weibes als Richtspruch dar:

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil ist
seine Liebe: wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das
Weib.

„Liebe“ – wir werden diesem Begriff in den nächsten beiden Abschnitten wieder begegnen, er ist durchgängiges zentrales Element auch der dramatischen Frauenfiguren Schillers ebenso wie seiner philosophischen Ästhetik.

Festzuhalten ist zunächst: Der Typ ‚Frau als Bürgerin‘, der auch der Vorstellung Schillers von seiner eigenen Ehefrau entspricht, ist geprägt von drei zentralen Eigenschaften, nämlich Häuslichkeit, Geisteskultur und Seelen- und Herzensbildung. Der Frauentyp ‚Bürgerin‘ repräsentiert diese drei Eigenschaften, er ist derjenige, der die größte Nähe zu Schillers Lebenswirklichkeit hat. Diese Eigenschaften finden sich am meisten in den Briefen und in seinen Gedichten, dagegen nicht in den Dramen (wenn wir einmal von Agnes Sorel absehen). Es ist dies der pragmatische, lebensnahe, realistische Frauentyp. Vorzugsweise belegt Schiller mit den entsprechenden Attributen Frauen, über die er (in den Briefen) als Heiratswilliger bzw. (in den Gedichten) als Korrespondent des Bürgertums urteilt. Er stellt also Frauen dar, die als Lebensgefährtinnen geprüft sind – wie zeitweise Charlotte von Kalb – bzw. werden, wie die disqualifizierte Mademoiselle Schmidt, und natürlich wie Charlotte von Lengefeld, in den Gedichten ist es die bürgerliche Ehefrau des späten 18., frühen 19. Jahrhunderts.

Diesem Typ fehlt eine Eigenschaft, nämlich die der Leidenschaft, der Sinnlichkeit, kurz: der Erotik. „Bei einer ewigen Verbindung .. darf Leidenschaft nicht sein“ (an Körner, 7.1.1788) – diese Überzeugung Schillers erklärt die sprachliche Gestaltung dieses Frauentyps. Über seine eigene ‚ewige Verbindung‘, über seinen Ehestand weiß Schiller Entsprechendes zu berichten. Die Attribute seiner Befindlichkeit als Ehemann lauten „harmonische Gleichheit“, „ruhige gleichförmige Glückseligkeit“, „nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell“. Insofern kann er drei Monate nach der Heirat überzeugt feststellen,

.. daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine
Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung
gegangen sind. Wir führen miteinander das seligste
Leben (an Christophine Reinwald, 16.5.1790).

Diese Befindlichkeit ist Plan, bereits sechs Jahre zuvor formuliert Schiller seine Erwartungen an die „stillen Freuden des häuslichen Lebens“, die ihm

Heiterkeit in meinen Geschäften geben [würden und müssten] und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren (an Henriette von Wolzogen, 26.5./7./15.6.1784).

Die Ehe als Therapeutikum, seine Erwartungen erfüllen sich.

1.2. Dramenfrauen: Die Jungfrau als Heilige und Bürgermädchen – Die Königin als Herrscherin und Frau

Deutlich konturiert im Sinn typischer Dramenfrauen sind die weiblichen Hauptfiguren in ‚Jungfrau von Orleans‘ und ‚Kabale und Liebe‘ sowie in ‚Maria Stuart‘. Sie repräsentieren Typen: Einerseits die Jungfrau als Heilige und Bürgermädchen, andererseits die Königin als Herrscherin und Frau.



Charlotte von Schiller

Die ‚Jungfrau als Heilige‘ – das ist natürlich Johanna von Orleans. Sie hat, hinsichtlich ihrer Attribute, kein klares Profil, ihre Erscheinung ist heterogen, zum Teil auch widersprüchlich: „die löwenherz‘ge Jungfrau“ (I 1) heißt sie und „heilig wunderbares Mädchen“ (I 9), „die Gottgesandte“ (I 9) nennt man sie und „mächtig Wesen“ (I 9). Sie erscheint als numinoses, als „dunkel tiefes“ Wesen – als „Wundermädchen“, „wunderbares Mädchen“, als „Zaubers Macht“, als „Braut der reinen Engel“, „erleuchtet Mädchen“, als „heilig, erhabnes Mädchen“, „Kriegerin des höchsten Gottes“. Daneben sind es

Merkmale der Kälte, die sie kennzeichnen: „strenge Jungfrau“, „ernst“, „kaltes Herz“. Andererseits ist sie aber auch „reine Jungfrau“, „keusch“, „menschlich gut“, „rührende Gestalt“, „edle Jungfrau“, „rein von aller Schuld“. Kurz, Johanna ist „eine Jungfrau .. wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich und schrecklich anzusehn“ (I 9), also ein unwirkliches Wesen, eine Märchenfigur. – Hier lässt sich der Haupttitel dieses Beitrags übrigens auflösen: „Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?“ (Laura am Clavier) kann nichts anderes als eine bange Frage sein, die Schiller mit Unbehagen stellt. Mit höhern Geistern steht Johanna im Bunde, ihre Zauberkraft ist nicht nur wohlwärtig, sondern auch unheilvoll, raubt freien Verstand und klare Vernunft. Das ist also ein mögliches, aber kein gutes Frauenkonzept. Es widerspricht der vorgegebenen Natur. Ein Attribut, eines der weiblichsten, das die ‚Frau als Bürgerin‘ kennzeichnet, wird Johanna nicht nur nicht zu-, es wird ihr abgesprochen. Das Attribut „Liebe“ ist nicht Johannas. Wenn sie ein unwirkliches, ein überirdisches Wesen ist, dann deshalb, weil ihr Liebe fehlt: „Sei ein Weib, und du wirst Liebe fühlen!“ wird Johanna von Agnes Sorel gemahnt (IV 2), und sie selbst rechtfertigt ihr Sein als „reine Jungfrau“: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliches auf Erden, wenn sie der ird‘sehen Liebe widersteht“ (I 10). „Wunder tun“ und „Liebe“ schließen sich aus. In dem Augenblick, da Johanna liebt, wird sie menschlich-emphindsam und verliert gleichzeitig ihre Zauberkraft, die in der übermenschlichen Tötungsmacht und -kraft besteht: Johanna tötet Lionel nicht, weil sie ihn liebt.

Die zu Johanna komplementäre Figur ist Louise Miller, die Jungfrau als Bürgermädchen. „Rein“ ist auch ihr Attribut, „ein reines Herz“ (Kabale und Liebe IV 7) wird ihr zugeschrieben, und „Unschuld“, aber anders als Johanna ist Louise die Liebende, die Braut. Von dieser Zuschreibung der Liebe her erhält auch Louise ihren Charakter, in diesem Fall ist es der unbedingten Hingabe an einen Mann – wenn auch mit realistischen Zügen, und die Leidenschaft fehlt: „Ich entsag‘ ihm für dieses Leben“. Während wir bei Johanna also die Macht der Liebe dargestellt finden, ist es ihre „Macht und Ohnmacht“ (Rüdiger von Safranski) zugleich, die Schiller hier gestaltet – Louise stirbt durch die Hand ihres Geliebten.

Maria Stuart und Elisabeth von England sind jeweils die Prototypen der Kategorien ‚Königin als Herrscherin‘ und ‚Königin als Frau‘.

Die Königin als Frau ist Maria, zwar auch die nach königlicher Macht strebende Gattenmörderin, auch „Königin“ und „Heldin“. Dominant sind aber die ty-

pischen Weiblichkeitsbegriffe: als „ein weiblich Bildniß .. Von rührend wundersamem Reiz“ (Maria Stuart I 6) lässt Schiller Mortimer sie sehen, und zu ihrer Charakterisierung dienen Attribute wie „Schönheit“, „Sanftmut“, „edle Fassung“, „Würde“, „Unschuld“, „die Schwache“, „zärtlich liebend“:

Bei ihr nur ist des Lebens Reiz – Um sie, in ew'gem Freudenchore, schweben Der Anmuth Götter und der Jugendlust, Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust. (II 6)

Als der Frauentyp ‚Königin als Herrscherin‘ ist Elisabeth, „königliche Heuchlerin“ nennt Schiller sie in einem Brief an Goethe am 30.7.1799, Marias Antagonistin: „die Mächtige“, sie „regier[t] wie ein Mann und wie ein König“, übt „die schwerste aller Pflichten“, hat „Geist“. „Strenge“ und „Stolz“ werden ihr zugeschrieben, „erhabne Majestät“ wird sie angeredet, „Ich habe deinen edlern Theil nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich. Die Gegnerin ist todt. .. brauchst nichts mehr zu achten“ – die letzten verächtlich gesprochenen Worte Shrewsburys an Elisabeth. Was ist der „edlere Theil“ Elisabeths? Mortimer sagt's:

Du hast nur todte Güter zu vergeben! Das eine Höchste, was das Leben schmückt, Wenn sich ein Herz, entzückend und entzückt, Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen, Die Frauenkrone hast du nie besessen, Nie hast du liebend einen Mann beglückt! (II 6)

„Liebe“ also ist Weiblichkeitskonzept auch hier, ihre Abwesenheit kennzeichnet Elisabeths Nicht-Weiblichkeit.

Zu fragen ist: Tritt in den von Schiller wahrgenommenen Frauen seiner Lebenswelt und in seinen erdichteten Frauenfiguren ein typisierbares, profiliertes Frauenbild hervor? Die Mademoiselle Schmidt und Charlotte von Kalb, Karoline und Charlotte von Lengefeld, die in den Gedichten dargestellten Frauen einerseits, Maria Stuart und Johanna von Orleans, Louise Miller und Elisabeth andererseits – als Typen, als Typisierungen sind sie heterogen, jede steht für ein bestimmtes Exemplar. Zusammenfassen aber lassen sie sich über den Begriff der Liebe und – im konsequenten Fortdenken – über den der Bindung, der Vermählung. Wenn ‚vermählt sein‘ das wichtigste Kennzeichen des Typs der ‚Bürgerin‘ ist, dann ist das Charakteristikum ‚unvermählt‘ das wichtigste der beiden Gegentypen der ‚Königin‘ und der ‚Jungfrau‘. Louise und Johanna sterben unvermählt, Maria ist verantwortlich für die Ermordung ihres Gemahls, „Mein Wunsch war's immer, unvermählt zu sterben“

(Maria Stuart II 2) lässt Schiller Elisabeth den Volkswillen ihrer Verheiratung kommentieren und diese als Verlust ihrer „jungfräulichen Freiheit“ beklagen.

Die Suche nach Frauencharakteren fördert ganz unterschiedliche Typen zu Tage, von Schiller erfasst mit entsprechend heterogenen Leitbegriffen. Über eine Zuschreibung, die der „Liebe“, lassen sie sich jedoch engführen.

2. Das ‚Prinzip Frau‘ in Schillers philosophisch-ästhetischem System

Schillers ästhetische Philosophie rückt häufig in die Nähe einer Anthropologie, mehr noch: Schillers Ästhetik hat eine, um einen heutigen Ausdruck zu benutzen, Gender-Dimension. Schillers Frauenbild ist ohne Kenntnis seiner Ästhetik nicht zu haben. ‚Ueber naive und sentimentalische Dichtung‘, ‚Ueber Anmuth und Würde‘ sowie ‚Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen‘ geben den für diesen Zweck notwendigen Aufschluss, über sie ist ein weiteres Frauenbild Schillers zu erschließen. Verschiedentlich nimmt er in diesen Entwürfen ausdrücklich Bezug auf das „andere Geschlecht“, z.B., wenn er die literar-ästhetischen Gegenstände ‚Form‘ und ‚Inhalt‘ unter dem Zeichen der Schönheit voneinander abgrenzt:

... das Weib vergibt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht .. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deßwegen das schöne Geschlecht heißen müsste, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und, was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren (Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen, Sämmtliche Werke XII, S. 152),

oder, wenn Schiller seine ästhetische Kategorie des Naiven darlegt:

Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. ... die größte Macht des Geschlechts [beruhet] auf dieser Eigenschaft. (Ueber naive und sentimentalische Dichtung, Sämmtliche Werke XII, S. 182f.)

Unverkennbar also hat die ästhetische Philosophie Schillers eine ausgeprägt weibliche Dimension. Wie es scheint, gibt es übrigens kein solch explizites, weit ausgeführtes Männlichkeits-, wie es ein Weiblichkeitskonzept bei Schiller gibt.

Nun ist zu fragen: Lässt sich dieses philosophische Weiblichkeitskonzept begrifflich verdichten? Gibt es ein Schlüsselwort, das das ‚Prinzip Frau‘ wesentlich erschließt? Nach der Lektüre der philosophischen Ästhetik Friedrich Schillers lässt sich sagen: Diejenige Kategorie, die die ganze Welt des Schillerschen Frauenbildes in seinem philosophisch-ästhetischen System aufschließt, ist die der „Anmut“.

Eine ganze literarästhetische Abhandlung widmet Schiller ‚Anmuth und Würde‘, und ein Ergebnis dieser Abhandlung lautet: „Anmuth“ ist „der Ausdruck der weiblichen Tugend“ (Anmuth und Würde, Sämtliche Werke XI, S. 371). Mit diesem Befund Schillers dürfen wir uns legitimiert fühlen, „Anmut“ als Leitbegriff der philosophischen Weiblichkeitsvorstellung Friedrich Schillers ins Zentrum unserer weiteren Betrachtungen zu stellen.²

Im Entwurf der Anmut begegnen uns viele der Weiblichkeitsattribute wieder, die wir bisher herausgearbeitet haben, und zwar die Merkmale der Seelen- und Herzensbildung. Sie sind auch philosophische Kategorien zur Profilierung des ‚Prinzips Frau‘, das Schiller im Konzept der Anmut verdichtet.

Das wichtigste Weiblichkeitsstereotyp in Briefen und Dichtung ist das der „Liebe“, das auch in der philosophischen Konstruktion ein zentrales Begriffselement darstellt. Hier rückt Schiller „Anmut“ und „Liebe“ derart zusammen, dass sie einander bedingen: Anmut, als

unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen).

Die Folge dieses Wohlgefallens

nennen wir Wohlwollen – Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist. (Anmuth und Würde, Sämtliche Werke XI, S. 387f.)

Wir sehen also: „Liebe“, als durchgängiges zentrales Weiblichkeitsattribut, und „Anmut“, als das philosophisch gedeutete Bestimmungsmoment des ‚Prinzips Frau‘, bilden ein begriffliches Bedingungsgefüge.

Zu fragen ist weiterhin, wie Schiller den Begriff der Anmut eigentlich bestimmt. Denn diese Definition leitet über zum nächsten Kapitel:

Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erscheinungen,

die die Person bestimmt. (Anmuth und Würde, Sämtliche Werke XI, S. 339)

Indem Schiller hier den Begriff der „Freiheit“ an den der „Anmut“ bindet, verleiht er „Anmut“ also einen geistigen Akzent. Freiheit in der Schillerschen Konzeption ist die Bezwingung der Natur in uns – ein durch und durch aufklärerisch-geistiges Prinzip. Dennoch: Damit Anmut ist, darf „das Subject selbst .. nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte“ (Anmuth und Würde, Sämtliche Werke XI, S. 345) – das ist der moralisch-gemüthliche Aspekt des Anmutsbegriffs: Anmut entspricht „einer moralischen Ursache im Gemüth“ (ebd. S. 348). So kann Schiller festlegen: Anmut ist „ein persönliches Verdienst“ (ebd. S. 339) – ein Resultat geistiger Arbeit sozusagen, ohne die Bewusstheit dieser geistigen Arbeit auszudrücken, zu zeigen. Um dem Begriff der Anmut gerecht zu werden und ihn historisch angemessen zu interpretieren, muss also stets diese aufklärerisch-geistige Ausdeutung veranschlagt werden. Ein letztes Begriffselement ist „harmonisches Gemüth“: „Anmuth .. zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth“ (ebd., S. 385). Diesem Begriff der Harmonie ist abschließend nachzugehen, um einem Schillerschen Ideal, das auch ein Frauenideal ist, auf die Spur zu kommen.

3. Das Ideal

Mit „Anmut“ ist das Schillersche Frauenideal noch nicht endgültig erfasst. Um dieses aufzuspüren – was liegt näher, als in seinem Gedicht ‚Das weibliche Ideal‘ nachzulesen:

Ueberall weicht das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten/Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann,

so beginnt das Gedicht (übrigens: die Prototypenforschung ist hier aufgefördert, „weiblichstes Weib“ und „männlichster Mann“ – hier werden Prototypen bezeichnet, ein Beleg dafür, dass Prototypenforschung einen wichtigen Aspekt linguistischer Anthropologie darstellt). Schiller fragt dann „Was das Höchste mir sey?“, um zu antworten:

Dünke der Mann sich frei! Du bist es: denn ewig nothwendig weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr. Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist ewig nur Eines, Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst. Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle, Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Wenn Schiller als das Höchste, als ideale weibliche Eigenschaft rühmt, sich „ganz zu geben“, „ewig nur Eines zu sein“, nämlich sowohl „ewige Jugend“ als auch „niemals versiegende Fülle“, dann können wir diese Attribute als Elemente betrachten, deren Substrat den Begriff der „Harmonie“ darstellt: „dein harmonisches Selbst“. Anmut betrachtet Schiller als Zeugnis eines „ruhigen, in sich harmonischen Gemüth[s]“ (s.o.). Wir sagen also jetzt: „Harmonie“ ist der Leitbegriff des idealen Schillerschen Frauenbildes, in ihm verdichten sich die begrifflichen Elemente des Weiblichkeitskonzepts von Friedrich Schiller.

Unter diesem Zeichen der Harmonie scheint Schillers Leben zu stehen, er ist ein Mann des ‚Sowohl – als auch‘ (Sigrid Damm). Wohin wir sehen, häufig begegnen uns zwei antagonistische Prinzipien, deren Ausgleich er sucht, in seinen künstlerischen Wüfen ebenso, wie in seiner philosophischen Theorie, ebenso wie im praktischen Leben: Schiller kann sich z.B. lange nicht zwischen den in bestimmten Wesenszügen gegensätzlichen Schwestern Lengefeld entscheiden – die eine sinnlich, die andere kühl, die eine temperamentvoll, die andere ruhig, die eine lebensfroh, die andere ernst. In ‚Anmuth und Würde‘ lesen wir: „Sind Anmuth und Würde .. in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet“ (Anmuth und Würde, Sämmtliche Werke XI, S. 385) – was ist hier anderes ausgedrückt als ein harmonisches Prinzip? In seinem berühmten Brief an Goethe vom 23. August 1794 schreibt Schiller, ihn und sich als gegensätzliche Prinzipien darstellend: „Sucht .. der [spekulative Geist] mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung und sucht der [intuitive Geist] mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, dass nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden“. „Dass beide einander auf halbem Wege begegnen“ – was bedeutet dieser Vorgang anderes, als einen harmonisierenden Ausgleich zu schaffen? Am 26. Dezember 1797 schreibt Schiller an Goethe: „... höchster Punkt [der Kunst ist] überhaupt immer dieser .., Charakter mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Allheit pp. zu vereinbaren“. Was meint ‚vereinbaren‘ von (scheinbar) Disparatem anderes als ‚in ein harmonisches Gleichgewicht bringen‘? (Auf seinen Namen in diesem Zusammenhang zu verweisen ist kühn, und ich will auch nicht ernsthaft in das Harmonie-Konzept des ‚Sowohl – als auch‘-Mannes Schiller einbeziehen, dass *Schiller* etymologisch verwandt ist mit *schielen*; wer *schielt*, schaut in zwei Richtungen zugleich. *Schillerwein* ist ein Wein, dessen Farbe zwischen rot und weiß changiert.)

Soviel ist klar: Schiller ist auf Ausgleich zweier (antagonistischer) Prinzipien bedacht. Wie nun versteht sich danach „Harmonie“? Harmonie im Sinn Schillers ist das Gleichgewicht von von der Natur vorgegebenen Eigenschaften. Harmonie hat also einen Rahmen, und dieser Rahmen ist die Natur. Denn alle die Attribute, die wir als Weiblichkeitsstereotype Schillers rekonstruiert haben, sind – in seiner Vorstellung – von der Natur vorgegeben. So ist Johannas Zauberkraft wider die Natur, „Das ist nicht in dem Laufe der Natur“ (Johanna von Orleans, I 9) lässt Schiller König Karl über Johanna sagen, ebenso wenig ist es die Herrscherin Elisabeth: „Wohl weiß ich, dass man Gott nicht dient, wenn man Die Ordnung der Natur verläßt“ sagt Elisabeth selbst (Maria Stuart, II 2). Maria verstößt als Gattenmörderin ebenso gegen das natürliche Prinzip der Gattenliebe wie Louise mit ihrer Liebe zu dem adligen Ferdinand gegen die Natur der bürgerlichen Ordnung verstößt. In unüberbietbarer Deutlichkeit gestaltet Schiller den Verstoß gegen die natürliche Ordnung in einem, von ihm nicht nur scherzhaft gemeinten Gedicht ‚Die berühmte Frau. Epistel eines Ehemanns an einen anderen‘:

Ein starker Geist in einem zarten Leib,/Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,/Gleich ungeschickt zum Herrschen wie zum Lieben,/Ein Kind mit eines Riesen Waffen,/Ein Mittelding von Weisen und von Affen!/Und kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,/Dem schöneren Geschlecht entflohn -

Gegenstand ist eine Dichterin, die die widernatürliche Erscheinungsform von ‚sowohl – als auch‘ repräsentiert. Widernatürlich ist diese Erscheinungsform deshalb, weil Vollkommenheit fehlt: Vollkommenheit muss fehlen, da hier zwei gegensätzliche Naturprinzipien – das männliche und das weibliche – in einem Wesen aufeinander stoßen, sie bilden daher Gegensätze, die sich bekämpfen, schaffen nicht, sondern stören die Harmonie.

Harmonie hat als Konzept einen Namen, es ist der der „Schönen Seele“:

Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. .. In einer schönen Seele ist es .., wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. (Anmuth und Würde, Sämmtliche Werke XI, S. 368f.)

Fazit: „Anmuth [ist] der Ausdruck einer schönen Seele“ (ebd., S. 371). Hier haben wir die Leitidee des Schillerschen Frauenideals in wenigen Sätzen kondensiert. Die Namen für diese Idee sind „schöne

Seele“, „Sinnlichkeit“ und „Vernunft“, „Pflicht“ und „Neigung“, „Harmonie“, „Grazie“, „Anmuth“.

Diese Formel der „Schönen Seele“ ist eine literaturgeschichtliche Kategorie und im 18. Jahrhundert durchaus geläufige Bezeichnung für einen von der Seele her geformten, harmonischen, von Natur aus auf das Gute gerichteten Menschen. Schiller kommt die Präzisierung dieses Begriffs zu: In der schönen Seele fallen Pflicht und Neigung zusammen. In diesem Sinn interpretiert Schiller die „Schöne Seele“ in Goethes Roman ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘, über den die Dichterfreunde ausführlich korrespondieren.³



Karoline von Wolzogen

Die „Schöne Seele“ ist nicht nur eine Figur der Literaturtheorie und der Fiktion. Es gibt sie in Schillers Lebenswelt, und wir können den Bogen noch einmal zurückschlagen zu den Briefen: Über die Schauspielerin Sophie Albrecht, „eine fürtreffliche Frau .. Ein Herz ganz zur Teilnahme geschaffen, .. voll edeln reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend und selbst da noch verehrungswert, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet“, weiß Schiller zu sagen: „ihr[...] schöne[s] und einzige[s] Herz[..]“, „eine schöne Seele“ (an Wilhelm Reinwald, 5.5.1784). Und auch seiner eigenen Frau huldigt er in diesem Sinn. In seinem ‚Stammbuchvers für eine Freundin‘ gebraucht Schiller die korrespondierende Formulierung „deiner Seele schönen Spiegel“.

Soviel steht fest: Die „Schöne Seele“ ist eine Frau, so wie „Liebe“ und „Anmut“ und „Harmonie“ von Schiller als urweibliche Leitbegriffe gedacht und konzipiert sind.

Resümee

Schiller verfügt durchaus über verschiedene Frauenkonzepte. „Frau“ ist durchaus in unterschiedlichen Versionen vorstellbar. Das Frauenideal Schillers ist ohne Frage diejenige Frau, deren Sein der natürlichen Ordnung entspricht, und es besteht kein Zweifel: Es ist dies die verheiratete Frau, die Hausfrau und Mutter, die im Innern ihrer Welt Ordnung und Ruhe schafft, Anstand und Sitte wahrt. Schiller, der Dichter holder Weiblichkeit – am Ende unserer Spurensuche lässt sich nicht behaupten, dass Schiller emanzipatorische Ideen hatte. Zu sehr ist sein Weiblichkeitskonzept der Vorstellung einer natürlichen Ordnung unterworfen, die da heißt: Männer streng und stark, Frauen zart und mild: „wo das Strenge mit dem Zarten,/wo Starkes sich und Mildes paarten“ (Lied von der Glocke). Zu seinem idealen Frauenbild zählen aber auch die Attribute „Geist“, vor allem aber „Grazie“ und „Anmuth“. Und da wir wissen, dass „Anmut“ und „Grazie“ aufklärerische Kategorien sind, dass Freiheit des Willens, dass Vernunft und Verstand zu ihren Bestimmungsstücken gehören, können wir Modernität dem Schillerschen Frauenbild nicht gänzlich absprechen. Wir haben auch die Essenz gefunden: „Harmonie“ ist das eigentliche Weiblichkeitsprinzip – es ist übrigens auch ein Menschheitsprinzip bei Schiller –

Es ist dem Menschen .. aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln ..

lesen wir in ‚Anmuth und Würde‘ (Sämtliche Werke XI, S. 371): Hier löst sich das Weibliche im Menschlichen auf.

Literatur

- Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden (1838). Stuttgart/Tübingen: Cotta.
- Schillers Briefe. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von Erwin Streitfeld und Viktor Zmegac (1983). Königstein/Ts.: Athenäum.
- Briefwechsel Schiller Goethe. Herausgegeben von Emil Staiger (1977). Zwei Bände. Frankfurt/M.: Insel.
- Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Herausgegeben von Klaus L. Berghahn (1973). München: Winkler.

Damm, Sigrid (2004): Das Leben des Friedrich Schiller. Eine Wanderung. Frankfurt/M.: Insel.

Safranski, Rüdiger (2004): Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus. München / Wien: Hanser.

Quellennachweis der Bilder

*Alle Originale befinden sich in den Kunstsammlungen des Deutschen Literaturarchivs Marbach und werden hier mit freundlicher Genehmigung des Literaturarchivs veröffentlicht.

Anmerkungen

- ¹ Vortrag anlässlich des Schillerjahres 2005, veranstaltet vom Frauenkulturrat und vom IDS Mannheim. Die Vortragsfassung wurde weitgehend beibehalten. Wenn ich im Folgenden aus Gedichten, Briefen oder Dramen Schillers zitiere, gebe ich den Gedichttitel bzw. bei Briefen das Datum, bei Dramen Akt und Aufzug an, ohne auf eine bestimmte Werkausgabe Bezug zu nehmen.
- ² Auch in zwei Gedichten Schillers begegnet das Konzept der Anmut als Weiblichkeitskonzept: „Mächtig seydt ihr, ihr seydt's durch der Gegenwart ruhigen Zauber:/.. /Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;/ Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.“ So lautet Schillers Gedicht ‚Macht des Weibes‘. Und auch in seinem Gedicht ‚Die Geschlechter‘ stellt Schiller das männliche Kraftprinzip dem der weiblichen Anmut gegenüber: „Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.“
- ³ Z.B. Schiller an Goethe in einem Brief vom 3.7.1796: „Natalie und Therese sind beide Realistinnen; aber bei Theresen zeigt sich auch die Beschränkung des Realism, bei Natalien nur der Gehalt desselben. Ich wünschte, dass die Stiftsdame ihr das Prädikat einer schönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie ist eigentlich eine rein ästhetische Natur. Wie schön, dass sie die Liebe, als einen Affekt, als etwas Ausschließendes und Besonderes gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Charakter ist. Auch die Stiftsdame kennt eigentlich die Liebe nicht – aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde.“

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim